

Moses Berufung

2. Mose 3, 1-14

Man kann die Geschichte des Mose als eine Fluchtgeschichte lesen. Der Pharao, Herrscher von Ägypten, lässt alle neugeborenen Jungen des Volkes Israel umbringen. Darum setzen die Eltern des kleinen Mose ihren Jungen aus: in einem Körbchen auf dem Nil. Ausgerechnet die Tochter des Gewaltherrschers findet den Kleinen und sorgt dafür, dass er wie ihr eigener Sohn aufwächst, als Enkel des Pharaos.

Aber Mose weiß, wohin er gehört - zum versklavten Volk Israel. Als Erwachsener bringt er im Zorn einen ägyptischen Aufseher um, weil der einen israelitischen Sklaven schlägt. Mose muss fliehen: Er rettet sich ins Ausland. Als Flüchtling taucht er bei Nomaden unter und heiratet die Tochter des Priesters dieser Nomaden. Fortan hütet er die Schafe seines Schwiegervaters. Unrasiert und fern der Heimat.

Das ist kein gradliniger Bilderbuch-Lebenslauf - das Leben des Mose. Und doch ein Leben, das Gott wahrnimmt. Ein Mensch, auf den Gott achtet. Gott spricht ihn an, an diesem wenig verheißungsvollen Punkt seines Lebens.

Ob Mose bis zu diesem Zeitpunkt irgendetwas mit Religion oder Glaube anzufangen wusste? Im Moment ist für ihn wichtig, dass er nach all dem Chaos endlich in Ruhe leben kann. Mit seinem Leben klarkommen, seine Aufgaben ordentlich erledigen, für die Familie sorgen. Das ist wohl der Horizont, unter dem er gerade lebt. Schafe hüten ist da genau richtig.

Mose pilgert nicht zum Gottesberg, um dort eine spirituelle Erfahrung zu machen. Nein, er erledigt einfach nur seine Arbeit. Er hütet Schafe. Er sucht Futter. Wie jeden Tag. So schlicht. So alltäglich.

Und mitten in diesem scheinbar so unscheinbaren Alltag kommt es zu einer Gottesbegegnung.

Und Mose bemerkt sie erst einmal nicht. Er bemerkt nur ein physikalisches Problem - das mit dem brennenden Dornbusch. Das interessiert ihn. Dafür nimmt er auch einen Umweg in Kauf. „Ich will von meinem Weg abbiegen“ - so heißt es da wörtlich. Festgefahren ist Mose also nicht. Er schaut schon noch nach rechts und links. Er lässt seinen Alltag, er lässt sich selber unterbrechen.

Dass es nun Gott ist, mit dem er sich da auseinanderzusetzen hat, damit rechnet er nicht. Doch nicht mitten im Alltag, an einem ganz normalen Tag. „Hier ist Gott? Hier bei mir? Heute?“

Wer rechnet denn damit?! Zumal, wenn man gerade äußerlich oder innerlich in der Wüste sitzt. Dass einem ausgerechnet da Gott begegnet, das kann schon überraschen.

Mose hat manche Erfahrung hinter sich, auf die er ganz gern verzichtet hätte. Er hat an Leib und Seele erfahren, wie zerbrechlich Beziehungen sein können. Er hat schmerzhaft erlitten, wie schmal der Grat zwischen Erfolg und Scheitern ist. Er ist womöglich darüber erschrocken, wie abgründig er selber ist.

Die Dornen, die sieht er nicht nur vor sich, in diesem Busch. Sein eigener Lebensweg ist an manchen Stellen dornig geworden. Dazu hat er selbst auch seinen Teil beigetragen. Und die Situation seines versklavten Volkes: erst recht dornenreich, tränenreich, voller Elend.

Gott redet zu ihm aus einem Dornbusch, nicht aus einem kraftvollen, wunderschönen Baum. Vielleicht ein Zeichen dafür, dass er an der Not seines Volkes nicht vorbeigeht. Ihn kümmert der dornenreiche Weg der Menschen. Er kommt da mitten hinein, sieht das Elend, hört die Klage. Er nimmt sich das zu Herzen. Er hält sich nicht raus.

Das Feuer ist im Alten Testament oft Zeichen für die machtvolle, herrliche Gegenwart Gottes. Die gehört nicht irgendwo in einen geschützten Raum, abseits dessen, was Menschen erleben und erleiden. Und sie gehört nicht oder nicht nur in prachtvolle Gebäude. Das Feuer, Gottes machtvolle, herrliche Gegenwart, ist genau richtig bei den Dornen. Mitten im Elend. Genau da gehört Gott hin. Genau dort will er sein. Gott ist dort, wo man ihn nur schwer vermutet.

So war es auch später, lange nach den Zeiten des Mose: an Weihnachten. In einem armseligen Stall wird der Heiland geboren.

So war es schließlich auch am Kreuz. Da sind sie wieder, die Dornen. Als Dornenkrone des sterbenden, hingebungsvollen Christus. Mitten im Elend leuchtet sie auf: die machtvolle herrliche Gegenwart Gottes.

Gott kommt uns nah, wo wir ihn nicht vermuten. Kreuzt unsren Weg, ganz unerwartet. Leuchtet uns auf, wo wir ihn fern glauben.

In uns zerbrechlichen Menschen, auf unsren wenig gradlinigen Wegen,

zwischen den Dornen ein heller Schein: Licht Gottes. Er selbst. Er selbst ganz nah bei uns. Nicht, weil er sich zu uns hin verirrt hätte, sondern weil er genau da sein will. Bei uns.

Mose ist von dieser Entdeckung überrascht. Der Mann, der weggelaufen ist und an einem wenig verheißungsvollen Punkt seines Lebensweges angekommen ist - ausgerechnet er wird von Gott beim Namen gerufen. Er ist Gott bekannt, persönlich bekannt. Der Mensch, der hinter diesem Namen steckt, seine Lebensgeschichte mit all den Irrungen und Verwirrungen: Er ist Gott bekannt. Und er liegt Gott am Herzen. Trotzdem. Mit all dem. So sehr, dass Gott ihn ruft. Mose hört diesen Ruf. Und er weicht ihm nicht aus.

„Hier bin ich.“

Hier bin ich mit alledem, was ich getan und erlebt habe. Hier bin ich mit meiner Lebensgeschichte, mit den Rätseln, mit dem Glanz und mit dem, was ich angerichtet habe. Auch mit dem, was in mir zerbrochen ist. „Hier bin ich.“

Mose. Ein fehlbarer Mensch auf heiligem Boden. Ein Mensch vor Gott. Angesprochen, irritiert, und doch auch berührt. Mose zieht seine Schuhe aus.

„Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von den Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land.“ Mose verhüllte sein Angesicht, „denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen.“ Es gibt ähnliche Geschichten im Alten Testament, die uns erzählen: Wer in die Nähe der Heiligkeit Gottes kommt, gerät in Todesgefahr.

Ich überlege, wo ich den Verlust des Respekts oder gar des Schreckens vor Gott feststelle, den Verlust der Gottesfurcht, die doch „aller Weisheit Anfang ist (Psalm 111,10). Ich schaue mir unsere neuen Lieder, Gebete, Segenstexte an. Gott ist harmlos geworden. Es braucht niemand vor ihm zu zittern, die Schuhe auszuziehen und das Gesicht zu verhüllen.

Unsere Lieder, Gebete, Theologien sind fast von einstimmiger Vertrautheit ihm gegenüber. Er ist der gute Vater, die nährenden Mutter, der mitreisende Bruder; er versteht uns, er liebt uns, er vergibt uns. Dies alles ist ja gut und richtig. Aber diese religiöse Welt ist schon auch geglättet. Das Ganze ist widerspruchsfrei geworden; zu harmonistisch und zu geheimnislos.

Manchmal habe ich nach all dem Positiven ein Gefühl wie nach der

Weihnachtszeit, in der man zu viel Gebäck gegessen und wieder Lust auf sauren Gurken hat. Ja, es ist gut, dass wir die alten falschen Ängste vor Gott verloren haben. Aber er ist in dieser ganzen Positivität auch ein bisschen onkelhaft geworden, gezähmt und absehbar. Vor ihm braucht man keine Schuhe mehr auszuziehen. Man verbrennt sich an ihm keine Füße und keine Hände mehr.

Nein, ich möchte nicht zurück zu dem Gott, den manche von uns noch in ihrer Kindheit gelernt habe; zu dem Buchhaltergott, der so sehr mit wiegen, notieren und strafen beschäftigt war. Wir haben in den letzten Jahrzehnten wohl etwas mehr von der Güte Gottes geschmeckt. Aber auch in dieser neuen Erkenntnis können wir uns nicht einrichten. Wir müssen weiter, vielleicht durch viele Gottesfinsternisse hindurch, bis wir in die Nähe jenes Geheimnisses kommen, das uns verbrennt und uns hütet. Darum müssen wir auch leben mit jenem rätselhaftesten aller Namen: Ich bin der ich bin. Oder ich werde sein, der ich sein werde. Das muss uns genügen. Das Rätsel im Leben bist Du, Gott - so singen wir es neuerdings mit einem unserer neuen Lieder. Souverän. Eigentlich unbeschreiblich.

Also ziehe ich - zumindest innerlich - die ziemlich mitgenommenen Schuhe meines bisherigen Lebens aus. Die haben schon manches mitgemacht, bergauf, bergab. Auch manches, worauf ich nicht stolz bin. Ich leg sie vor dir nieder. Bin bereit, mein Leben von Neuem zu empfangen aus deiner Hand. Du bist der Herr.

Ich will dir zuhören und herausfinden, wo du mich hinschickst und zu wem. Vielleicht höre ich von einer neuen Aufgabe, soll zu neuen Ufern aufbrechen, zu neuen Zielen. Vielleicht soll ich meinen Weg anders gehen. Mit diesem Licht aus dem Dornbusch im Herzen.

Liebe Gemeinde, und das Feuer verbrannte den Dornbusch nicht. Das Feuer brennt immer noch. Es brennt in vielen weiter. In allen, die ahnen, dass das Leben nicht in kaufen und verkaufen allein aufgehen kann. Am theologischen Seminar in New York steht der Satz aus unserem Predigttext in englischer Sprache: „And the bush was not consumed“. Man kann die Gottesbegegnung nicht konsumieren, sie will in Dir in Feuer entzünden, zumindest Glut will sie sein, damit sie mal Feuer werden kann. Diese kleine Glut meine Glaubens - vielleicht wird sie mal Feuer sein in ein paar Jahren.

And the bush was not consumed. Die Gottesbegegnung will in mein Herz. Bin ich bereit, Gott im Dornengestrüpp neben mir zu sehen?

Unter uns sind Menschen, die die Stimme aus dem Dornbusch auch gehört haben. Wir sollten uns mehr davon erzählen, wo wir unserem Gott begegnet sind, wo er uns begleitet, herausgefordert, sich auch uns in den Weg gestellt hat...

Gestatten Sie, wenn ich etwas persönlich werde: Ich lebe seit 48 Jahren, mein ganzes Leben lang, in etwas wie einer religiösen Komfortzone. Ich musste noch nie etwas riskieren für meinen Glauben, außer vielleicht ein paar doofe Sprüche oder abgestandene Vorurteile.

Anderen hier ging und geht das Anders. Andere haben die Stimme aus dem Dornbusch gehört, sie hat sie in einen anderen Glauben gelockt und das hat ihnen das Leben in ihrem Heimatland je länger je mehr immer unmöglicher gemacht. Sie haben sich im Iran in Hausgemeinden getroffen. Sie wollten die Stimme aus dem Dornbusch genauer verstehen.

Das hat auch zu Gewalt gegen sie geführt. Darum sind sie geflohen. Teilweise auch vor ihren Familien. Weg aus ihrer Heimat, weg von den Familien, weg aus allem, was ihr Leben bisher ausgemacht hat. Und sind zu uns nach Deutschland gekommen nach Hamburg, nach Langenhorn.

Hier bin ich, Herr - haben sie wie Mose gerufen. Sie haben mit uns gemeinsam die Stimme aus dem Dornbusch zu entziffern gesucht, wir haben den Gott der Freiheit und der Liebe miteinander gefeiert und eines Tages vor etlichen Monaten nach gewissenhafter Vorbereitung ihre Taufe.

Und jetzt hat das Bundesamt, eine Behörde in unserem doch wohl noch dem christlichen Abendland verpflichteten Land ihnen, Mojtaba und Sheekoofe, Vahid und etwas abgeschwächt auch Hassan das Recht auf Asyl verweigert.

Ich lese in einem der ablehnenden Bescheide: „Aufgrund eines nur formal erfolgten Übertrittes zum Christentum“ verstosse es nicht gegen die Menschenwürde, wenn sie bei Rückführung in den Iran den ja nicht ernsthaft angenommenen christlichen Glauben verstecken oder verleugnen müssten.“

Dagegen sage ich: Nein!

Wir stehen zusammen mit Euch auf heiligem Boden. Das Feuer soll und es wird nicht verlöschen. Wir beten gemeinsam hier zu unserem Gott. Und ich wünsche mir, dass das so bleibt.

Amen.